

Nachkriegsheimat

*Rede zur Verleihung des Werner-Egk-Preises*

Zunächst möchte ich mich für den Kulturpreis der Stadt Donauwörth, den Werner-Egk-Preis, aufs herzlichste bedanken.

Daß ich ihn mir sozusagen verdient hatte, kann ich beim besten Willen nicht behaupten. Betrachten Sie bitte den Satz nicht als zweckmäßig zur Schau gestellte Bescheidenheit. Ein Schriftsteller muß sich seines Wertes bewußt sein -denn wie anders könnte er, allein auf sich selbst angewiesen, einem jährlich neu zusammenfließenden Meer von Büchern mit der einen oder anderen eigenen Neuerscheinung sich entgegenstellen! Doch wieviel Kraft des Vertrauens und Glaubens erst hat der Autor aufzubringen, wenn er sich den Ozean jener aus Jahrtausenden stammenden Werke vorstellt, denen die Zeit, gleichsam die allerschärfste Prüfungskommission, ihren bleibenden Wert längst bescheinigte! Was hat er denn noch zu sagen, wo doch anscheinend alles schon gesagt ist?

Nun, ich glaube also durchaus zu wissen, was ich geleistet habe, in welchem Rahmen, und was ich nicht geleistet habe. Zum Nichtgeleisteten gehört beispielsweise, daß es von mir noch keine Zeile zum Ruhm der Stadt Donauwörth gibt. Auch keine zum Lob des großen alten Mannes der Neuen Musik. Im letzteren Fall darf ich vielleicht um Nachsicht bitten: mein musikalischer Sachverstand ist kaum größer als der eines in einer viel Musik hörenden Familie graugewordenen Bernhardiners. Andererseits weiß ich, der Name *Werner Egk* ist hier in unserem Fall mehr als bloß ein Kennzeichen für Kompositionen, die Epoche gemacht haben. Wenn ich es recht verstehe, so will Donauwörth mit diesem Namen weithin verdeutlichen, daß in seiner Region Künstler daheim waren und sind, daß sie, die Region, ein Boden ist, in dem Kunst wurzeln und gedeihen kann, den es aber auch zu pflegen gilt.

In der bayerisch-schwäbischen Region, von der ich rede, habe ich einmal zu schreiben angefangen, das heißt, mir die Existenz als freiberuflicher Schriftsteller aufgebaut. Die fast anderthalb Jahrzehnte, die ich an der Donau verbrachte, waren für mein Leben entscheidende Jahre. Sie konnten es nur werden, weil ich die kleinen Städte Lauingen und Dillingen mit der sie umgebenden Uferlandschaft nicht als etwas Fremdes ansah, sondern weil ich diesen Raum, wie es in der Preisbegründung treffend heißt, bald als »Nachkriegsheimat« empfand. Mit siebzehn, von der Schulbank weg, war ich aus meiner schlesischen Vaterstadt Kreuzburg in den Krieg geholt worden. Fünf Jahre trieb es mich umher, währenddessen Schlesien, dem Spruch der Siegermächte zufolge, Polen überlassen wurde, und ich damals buchstäblich nicht wußte, wo ich bleiben sollte. Der Zufall bot mir die Gelegenheit, in Lauingen Fuß zu fassen. War es wirklich nur ein Zufall?

*Heimat*. Ein schwerwiegendes Wort. Das Tausendjährige oder zwölfjährige Reich hatte dieses Wort ideologisch strapaziert und mißbraucht, so daß es einer Schonzeit bedurfte, ehe man es als Schriftsteller wieder seinem Wortschatz einverleiben konnte. Auf einen verlorenen Krieg folgt für die Besiegten zumeist eine Nachkriegszeit voller Gefahren, Belastungen,

Entbehrungen, eine Zeit, in der sich besonders junge Leute neu orientieren müssen. Ich habe in diesen Jahren erfahren, daß man seine Heimat verlieren und eine neue finden kann. Sicher, die Heimat der Kindheit ist eine nicht auswechselbare, nicht ersetzbare. Doch mit zwanzig oder dreißig Jahren ist unsere Lebensintensität noch so hoch, daß man, wenn die Umstände glücklich sind, sich auch die Fremde *zu eigen machen* kann. Ich jedenfalls spürte damals, diese Menschen an der Donau gingen mich an, ich nahm an ihren Schicksalen und Veränderungen teil, und, umgekehrt, auch ich blieb ihnen nicht gleichgültig, sie räumten mir Platz ein in ihren Kirchen und ihren Wirtshäusern, in ihrem Alltag und bei ihren Festen, ja, schließlich wurden sie sogar ein bißchen stolz auf mich. Übrigens, unter den literarisch Kompetenten, die meine frühen Texte auf Anhieb schätzten, zählte seinerzeit auch der Direktor des hiesigen Cassianeums, Friedrich Knapp, der in Dillingen wohnte und täglich nach Donauwörth zum Dienst fuhr. Ich selber fuhr die Strecke seltener, besinne mich aber noch genau, wie ich einige Male vor Regen und Schnee in der wirklich wüsten Kriegsrueine des Donauwörther Bahnhofs Schutz suchte, bis die Anschlußzüge einliefen. Für mein Schreiben waren zunächst nicht die Menschen anregend, sondern die alten Straßen, Fassaden und Dächer, in denen ich die Geschichte der Stadt, das Leben vieler Generationen gewissermaßen greifbar vor mir hatte, ja, die *Zeit* schlechthin, die als Rätsel und Geheimnis damals wie heute nicht aufgehört hat, mich zu bannen. Sodann der Strom mit seinen Uferwegen und seinem Ried. Schon als Kind fühlte ich mich von Wasser außerordentlich angezogen, und ich hatte mir gewünscht, einmal an einem der großen Flüsse zu leben. Dieser Wunsch erfüllte sich nun. Doch auch das waldreiche hügelige Land rechts und links des Donauabbruchs ließ mich nicht los. Die Dinge der Natur, die natürlichen Dinge gaben meinen Gedichten den ersten Halt. Wenn ich mich heute mit dem Wagen Donauwörth nähere, durch die alte Reichsstadt schlendere, fühle ich geradezu körperhaft eine Geborgenheit, zu der mir meine Erinnerung verhilft. Ja, die Spiegelungen im Wasser, einzelne Angler, die Mauern, die Treppensteine, die Giebel, die Wappen, die Turme: wie merkwürdig nah mir, wie vertraut! Und der Tonfall auf den Gassen, der Dialekt, den ich gern höre, aber leider mit meiner ostdeutsch eingerasteten Zunge nie nachsprechen lernte: wie vieles ruft er in mir wach!

Dies alles wird nun für mein weiteres Leben verbunden bleiben mit dem Namen eines Meisters der Musik, dessen künstlerische Konsequenz und musikalische Vitalität ich überaus bewundere - und den ich (vielleicht darf ich es zum Schluß noch anmerken schon seit zwei Jahrzehnten als *Confrère* anzusprechen die Ehre habe, denn die Bayerische Akademie der Schönen Künste zählt uns beide zu ihren Mitgliedern.